

Der Gerichtsturm.

Kriminal-Erzählung von F. Gothe.

1.

„Nicht mich nicht aus, Gustav; aber es ist mir jetzt auch noch völlig Ernst mit dem Wunsche, daß Du diese Nacht lieber hier im Hause bleibst, als daß Du Deine einsame Thurmwohnung aufsuchst. Bleibe hier, Gustav. Ich theue als ob ich Dich jetzt aus dem Hause ließe, um den Vater zu täuschen, der in wenigen Minuten fest schläft. Dein früheres Zimmer und Bett stehen noch bereit. Morgen in der Frühe, bevor der Vater sichtbar wird, entlasse ich Dich, und Du brauchst keinen Spott nicht zu fürchten. Selbst Hanneken soll nicht erfahren, daß Du ihre Bitten doch noch erfüllt hast, wenn Du ihr diese kleine Freude nicht gönnt; und auch vor unierer alten Christine kann ich Dein Hierbleiben leicht verheimlichen, wenn Du es wünschst. Thu' mir den Gefallen, Gustav, und bleibe diese Nacht hier hier!“

So sprach die wadere Frau, die mich mit der brennenden Lampe auf den Korridor begleitete, wo ich etwa vier Stunden zuvor meinen Regenschirm, Paleot, Hut und Galoschen zurückgelassen hatte, und jetzt im Begriff stand, mir diese Sachen wieder anzugreifen, während der Regen an die Fensterladen schlug und der Wind in heftigen Stößen die des Laubes bebenden Gartenbäume erkarrnen ließ. „Aber, beste Tante — was haben Sie denn nur heute? Warum soll ich denn in dieser Nacht meiner schönen Wohnung fern bleiben, in welcher ich mich seit vier Monaten ganz wohl befinde?“

„Do's Wetter, Gustav; und wenn Dir da oben in der Nacht etwas zustoße!“

„Das Wetter, Tantechen? Si, was ist's denn damit? Es regnet, und der Wind geht ein wenig scharf, wie man's in dieser Jahreszeit, in der Mitte des November, nicht anders erwarten darf. Sind mir durch Ihre freundliche Fürsorge doch alle Mittel gewährt, um etwazigen üblen Folgen eines kurzen Ganges durch den Wind und Regen in meiner Thurmwohnung, wie Sie mein hübsches Asyl zu nennen belieben, sofort vorzubeugen. Und was könnte mir denn da oben — um Ihre eigenen Worte zu gebrauchen, beste Tante, — grade in dieser Nacht zustoßen, was mir nicht auch in irgend einer von den einhundertundzwanzig Nächten, die ich dort bereits zugebracht, hätte zustoßen können? Für alle Fälle ist ja mein getreuer Burgward mit seiner wadern Frau da, die Beide wachsam, ich leicht anzufassen kann.“

Ich hatte während dieser Antwort meinen Paleot übergehoben, war in die Galoschen getreten und griff eben nach Hut und Schirm, als die gute Tante, die Lampe auf den hier befindlichen Tisch stellend, meine ausgestreckte Hand in die ihre nahm.

„Gustav — sprach sie in bewegtem Tone — „gib Dir Hannekens Bitte und mein ernstlicher Wunsch so wenig, daß Du leichtfertig darüber hinweggehst kannst?“

„Aber, bestes Tantechen, — ich begreife Sie heute nicht. Ist Ihnen oder Johanna im Geringsten damit gebietend, daß ich in dieser Nacht hier im Hause bleibe, so dürfen Sie es nur sagen; und es versteht sich von selbst, daß ich gehorche, ohne nach Gründen zu fragen. Doch wenn es sich nur um mich handelt, so müßten andere Gründe vorhanden sein, als die von Ihnen angeführten, um mich nicht vor mir selbst lächerlich erscheinen zu lassen, indem ich Ihrem Wunsche nachläße.“

„Ich hätte diese immerhin etwas herbe Antwort wohl nicht mit Recht von mir berechnen dürfen, wenn diese Bitte nicht abermal der Bitte Johanna's oder Hannekens erwähnt hätte.“

Meine gute Tante ließ sich jedoch durch meine herbe Erwiderung nicht anfechten.

„Rein, Gustav,“ nam sie in ihrer sonst gewöhnlichen mütterlichen Weise von Neuem das Wort. „Du brauchst nicht erst zu versichern, daß Du uns gern ein Opfer bringen würdest; wir sind von Deiner Bereitwilligkeit überzeugt. Ich weiß, daß ein Wort in dieser Beziehung Dich ohne Weiteres veranlassen würde, meinem Wunsche nachzugeben. Es handelt sich nicht um uns, sondern um Dich.“

„Aber, beste Tante!“ unterbrach ich, immer mehr erstaunt. — „sagen Sie mir nur, um was es sich denn eigentlich handelt!“

„Am Grunde genommen vielleicht um Nichts, Gustav. Aber höre mich an... Sieh, als Hanneken vorhin Dich bat — und sie bittet nicht oft, wie Du weißt —“

„Das ist wahr, Tante —“

„Ich bitte Dich, Gustav, höre mich einige Augenblicke geduldig an... Als Hanneken so ganz unerwartet Dich bat, sei dem Unwetter dieser Nacht Deine Thurmwohnung zu vermeiden — da bedänte es mich, ihr beizustimmen.“

ohne daß ich einen andern Grund dafür angeben könnte, als daß mich plötzlich die Ahnung einer Dir dabei drohenden Gefahr beunruhigte. Ich habe dies ja schon im Zimmer gesagt. Glaube mir, Gustav, ich bin so vorurtheilsfrei und so wenig abergläubisch wie Du und dein Onkel, und von Johanna hegt Du sicherlich dieselbe Ueberzeugung. Aber ich glaube nun einmal an Ahnungen, und Hanneken hat sicherlich eine gleiche Ahnung gewält, deren Einfluß sie geleglich zu betämpfen suchte; denn ich gewahrte wohl ihre innere Unruhe während des ganzen Abends, die Euch beiden Anzeichen freilich entging. Sieh, Gustav, Du selbst zeigst Dir ja schon jetzt die Bitte und meinem Wunsche nachgiebig, und hättest uns den Willen gethan, wenn der Vater nicht mit seinem Spotte dazwischen gekommen wäre. Glaub mir, Gustav, wenn wir Frauen auch Euch Männern in dieselben Dingen nachsehen, eines haben wir vor Euch voraus: das Vorgefühl einer unferen Liebe drohenden Gefahr und die instinktmäßige Erkenntnis, wie dieselbe zu vermeiden ist. — Nach dieser Eröffnung, Gustav, magst Du denken, wie Du willst, — wirft Du Deine alte Tante nicht während einer langen Nacht der Angst und Sorge um Dich auszufragen wollen. Dein früheres Zimmer und Bett sind für Dich bereit. — Morgen in der Frühe läßtst Du unbemerkt das Haus verlassen — ich werde dafür sorgen — in der Sonntagfrühe ist der Weg, den Du zu nehmen hast, unabweislich — und für Deinen Burgward, den alten Melzer, wirst Du schon einen plausiblen Vorwand für Dein Ausbleiben finden. — Also bedenke Dich nicht länger, und folge mir.“

Obgleich es mir im Herzen wehe that, meine gute Tante, meine mütterliche Wohlthäterin, durch meine Weigerung zu betrüben, so stieg doch jene kindliche Einbildung im Verein mit der Furcht vor Johanna's geringschändlichen Blitzen in diesen Momenten über mein besseres Gefühl.

„Beste Tante,“ erwiderte ich daher, „Ihr Wort in vollen Ehren; aber Alles, was Sie mir eben gesagt, kann mich nicht überzeugen, daß ich etwas thun muß, was bei meinem Bekanntheit werden mich in den Augen aller verständigen Leute lächerlich machen würde — versteht sich, auch in den Thüngen, beste Tante, wenn die helle Tagesonne Ihnen die Sache im richtigen Lichte erscheinen läßt. Wahrfachig, ich würde morgen nicht wagen den Blick zu Ihnen, zu der Cousine und zum Onkel zu erheben, wenn ich mich vor einer unbekanteten, nicht wahrnehmbaren Gefahr in's Bett verziehen hätte! — Nein, nein; es geht nicht an... Was Johanna betrifft, ja habe auch ich bemerkt, daß sie, wohl in Folge des üblen Wetters, heute Abend ein wenig nervös war.“

Doch würde ich gewiß auf Ihre vermeintliche Vorahnung Gewicht legen, beste Tante, wenn diese sich auf Sie selbst bezöge. Aber sagen Sie selbst, welches Unglück mich eben in meiner allerdings ein wenig hoch gelegenen Wohnung treffen könnte, dem ich an einem andern Orte zu entgehen vermöchte? Ich frage wiederholt, beste Tante: welches Uebel könnte mir oben in meiner Wohnung und in dieser Nacht zustoßen? Alles in Allem also, ich gehe nach Hause wie gewöhnlich, um mir eine Lächerlichkeit und meiner gültigen zweiten Mutter unnütze Mühe und lästige Geheimnistrüberei zu ersparen. — Geben Sie sich zur Ruhe, liebe Tante. Und wenn Sie mich morgen gesund und froh an Ihrem gastlichen Tische sehen, so werden Sie selbst Ihre Besorgniß von heute Abend behälern.“

„Ich kann Dich nicht zum Hierbleiben zwingen, Gustav,“ sagte die Gute, einen Seufzer unterdrückend. „So gebe denn mit Gott, der Dein Schützer sein möge!“

Ich verabschiedete mich mit freundlichen, aus dem Herzen kommenden Worten, und verließ das Haus, dessen Thüre meine Tante nach dem letzten Händedruck hinter mir verschloß.

Hätte ich ihren Wunsch erfüllt, wie viel schmerzliche Unruhe, wie viel qualvolle Angst wäre mir erspart worden! Und dennoch — aber der Leser wird ja bald selbst urtheilen können.

Bevor ich den Leser in meine mehrfach erwähnte Thurmwohnung führe, muß ich ihn mit Zeit, Ort und Personen, sowie mit einigen Vorbegehungen der Handlung bekannt machen. Die Episode aus meinem Leben, deren Mittheilung hier bezweckt wird, liegt nunmehr nahe an dreißig Jahren hinter mir. Sie spielte in dem Städtchen Z, dem Hauptort einer ehemals reichsunmittelbaren Grafschaft gleichen Namens und in deren näherer Umgebung. Ich selbst war damals,

im Alter von fünfundsiebzehn Jahren, seit vier Monaten wohlbestallter Inspektir Sr. Erlaucht des regierenden Reichsgrafen von A.

Der einzige Sprohling meiner wadern Eltern, hatte ich schon als fünfjähriger Knabe das Unglück, meine gute Mutter durch den Tod zu verlieren. Mit um so größerer Sorgfalt nahm sich mein trefflicher Vater meiner Erziehung an. Er war Kanzleidirektor an einem preußischen Obergericht und wegen seiner Pflichttreue im Amte, seiner Rechtschaffenheit im Privatleben, von seinen Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen, sowie von seinen Bekantten und Mitbürgern geschätzt und geliebt. Seinen mit meiner eigenen Neigung übereinstimmenden Lieblingswunsch, mich der Jurisprudenz zu widmen, durfte er eben nur in Erfüllung gehen lassen; auch ich raffte der Tod dahin, als ich mich noch im ersten Semester meiner Universitätslaufbahn befand.

Bei aller seiner Sparsamkeit hatte er mir nur ein geringes Capital hinterlassen können, und dem mittellosen Studenten, wie dem späteren unbefoltenen Auktulator und Referendar wäre es gar übel gegangen, wenn nicht Onkel und Tante zu T. sich elterlich seiner angenommen hätten.

Onkel Düring war ein ehrbarer Kaufmann, vulgo Gewürzkrämer zu Z, woselbst er sich mit den Jahren ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, welches ihm gestattet, kurze Zeit vor meinem Amtsantritt zu Z. in Anbetracht seines vorgehenden Alters sein Geschäft und sein Haus an Marktplätze seinem langjährigen treuen Schülern zu übergeben und sich auf seine in der Seedorstadt gelegene hübsche Gartenbesitzung zurückzuziehen. Sein uneigennützig und stets reger Gemeinsinn hatte ihm mit dem Vertrauen seiner Mitbürger längst die Rathsherrnwürde verschafft, und nicht leicht thaten Sr. Erlaucht der Herr „regierende“ Reichsgraf von Z. etwas in Sachen seiner guten Haupt- und Residenzstadt, ohne die Meinung seines getreuen Hoflieferanten gebürt und zu erwogen zu haben. Jene Würde bekleidete er auch nach seinem Zurückziehen von den Geschäften.

Eine Reihe von Jahren hatte Herr Düring in kinderloser Ehe, und dann noch einige nach dem Tode seiner ersten Gattin im Wittwenstande verlebte, als sein Blick auf der eben auch nicht mehr jugendlichen, bis dato aus gewissen Ursachen unberührt gebliebenen älteren Schwester meiner Mutter, die er als Ausgewanderte im reichsgräflichen Residenzschloße kennen lernte, mit Wohlgefallen verweilte. Gegenseitige, auf wohlbedenklicher Achtung begründete herzliche Freundschaft knüpfte das Eheband fester, als es die feurigste Jugendliebe vermag.

Die Verbindung fand kurz vor dem Tode meiner Mutter statt, und so wurde der wadere Herr Düring — wahrscheinlich nicht zu meinem Nachtheile — mein lieber Onkel.

Ein Sohn entsproh dieser glücklichen Ehe, Hermann genannt, ein herzenguter Junge, der mir, dem um sechs Jahre älteren Vetter, auch noch als Jüngling eine wirkliche Jünglingsgenosse entgegenbrachte.

Mein Vater hatte nämlich, seit Herr Düring sein Schwager geworden, mit Freude dessen Wunsch erfüllt und mich allfährlich die sommerlichen Schulferien zu Z. zubringen lassen; und mir selbst hatte es stets wohlgethan, in dem stillen mehr ländlichen Ort mich einmal wieder recht weiblich auszutumeln. So war Hermann gewissermaßen unter meinen Augen aufgewachsen, und er schloß sich noch enger an mich, als er mit dem dreizehnten Jahre in ein Pensionat meiner Vaters- und Universitätsstadt trat, um das dortige Unceum und darauf das ebenfalls dort befindliche Handelsinstitut zu besuchen, während auch ich dafselbst später meine richterliche Laufbahn begann.

Während dieser Zeit betrachtete er mich als seinen Mentor, ohne dessen Rath und Zustimmung er nicht das Geringste unternahm.

Bestrebte ich mich nun in der That, meinem jüngeren Verwandten, den ich herzlich liebte, nützlich zu sein, so wurde mir dieses Bestreben nicht allzuwenig durch sein unbegrenztes Zutrauen, sondern auch durch reiche Spenden von Onkel und Tante belohnt, welche mir ihre Wohlthaten in der zartesten Weise zukommen zu lassen wußten.

Gegenwärtig, d. h. zur Zeit, wo ich die im ersten Abschnitt dieser Erzählung mitgetheilte abendliche Unterredung mit der guten Tante auf dem Corridor der Düring'schen Wohnung besah, hatte Hermann seine zweijährige Lehrzeit in einem größeren Berliner Handlungshause beendet, sein Militärsjahr abgeleistet und eine ihm angetragene vorthellhafte Stellung in einem der größten Hamburger Häuser angenommen.

Aber wer ist denn nun eigentlich die mehrerwähnte Johanna? So höre ich den Leser fragen.

Johanna Selbst war die verwailte Tochter eines Bruders der ersten Gattin des Herrn Düring. Zwei Jahre nach Hermann's Geburt nahm das wadere Ehepaar das alleinlebende, damals fünf Jahre alte Mädchen zu sich und erzog es gleich einem eigenen Kinde. Besonders war meine gute Tante der früh Verwailten eine ebenso zärtliche wie sorgsame Mutter.

Johanna ihrerseits erkannte von Anfang an die ihr gewidmete Liebe dankbar an, und beide Pfliegerinnen hatten ihre Wohlthaten nicht zu bereuen. Frühzeitig gewöhnete sie die Kinder, Hermann und Johanna, sich einander als leibliche Geschwister zu betrachten.

Letztere befand sich fast ein Jahr im Hause ihrer Pfliegerinnen, als ich sie zum ersten Male sah. Sie machte einen gemischten Eindruck auf mich. Körperlich weit über ihr Alter entwickelt, zeigte sie zugleich eine Reife des Geistes, die ich damals freilich nicht klar erkannte, die mir aber doch instinktiv zum Bewußtsein kam und mir gewaltig imponirte, obgleich ihr zur Zeit die Fabel und das Einmaleins zu schaffen machten, während ich als Unter-Diener mich schon als halbes Gelehrten dünnte. Bei jedem meiner Besuche in den folgenden Jahren fühlte ich ihre geistige Ueberlegenheit stärker, zumal sie auch in den Schulwissenschaften schnelle Fortschritte machte.

Natürlich betrachteten wir einander als Verwandte; aber ein wirklich herzliches Verhältnis zwischen uns wolle sich nicht entspinnen. Johanna begegnete mir immerdar freundlich, sorgte auch während meiner Abwesenheit, so viel sie vermochte, und wosfür ich ihr auch aufrichtig dank wußte, doch ich meinen kleinen Liebhabereien, soweit dieselben harmloser Natur waren, fröhnen konnte, und übernahm stets meine Ausföhrung mit dem Onkel und der Tante, wenn ich diese durch einen ausgelassenen Streich beleidigt hatte. Immer aber nahm sie mir gegenüber eine Haltung ein, als wäre ich, der um drei Jahre ältere Schumnasch, noch ein Kind, über welches sie das Recht und die Pflicht der Bevormundung auszuüben habe.

Freilich verdroh mich diese Gebährigkeit, obgleich es zu meinem Besten gereichte, nicht wenig, und bei jedem neuen Besuche brachte ich den festen Vorfaß mit, dieses Mal gewiß die Supriorität des jüngeren Mädchens nicht aufkommen zu lassen oder dieselbe von mir abzuwerfen; aber wenn sie mich bei einem solchen Versuche mit ihren tiefblauen Augen so erstant und zugleich so ernst anblickte, oder wenn sie gar halb unwillig und halb betrübt das reizende Köpfchen mit den blonden Locken schüttelte, so war die Festigkeit meines Vorfaßes dahin, ich bemühte mich, meine Widerspenstigkeit schnell in Vergessenheit bei ihr zu bringen, und es blieb zwischen mir und ihr wie es zuvor gewesen.

Hermann war völlig in ihrer Gewalt, und nicht minder der mit mir im Alter gleiche Sohn der langjährigen treuen Dienstmagd des Düring'schen Hauses, von welchem später noch die Rede sein wird. Da Johanna diese ihre Gewalt über die drei Knaben in der geräuschlichsten Weise und wie als selbstverständlich ausübte und niemals mißbrauchte, so wurden die Pfliegerinnen entweder diese nicht gewahr, oder billigten sie stillschweigend.

Johanna's hervorleuchtende Charaktereigenschaften trübten sich von jeher ein stiller, feineswegs aber mürrischer Ernst. Die lärmenden Kinderspiele waten ihr stets zuwider gewesen; dagegen konnte sie in dem entsprechenden Alter stundenlang mit noch jüngeren Kindern spielen, wenn sie deren Mutter oder Lehrerin darstellen durfte, und später gereichte ihr ein Spielzeug an der Seite der Pfliegerinnen oder an Winterabenden die Lectüre eines guten Buches zum liebsten Vergnügen.

Unter ihren umfangreichen Altersgenossinnen im Städtchen befand sie keine Feindin, aber auch keine wirkliche Freundin; bescheiden, freundlich und gern gefällig gegen Alle, miß sie nicht deren Gesellschaft, suchte diese aber auch nicht gefällig zu sein, und schloß sich seiner engen an. Alle tiefere Zuweisung, deren ihr Herz fähig war, schien einzig ihren Pfliegerinnen und deren Sohn gewidmet zu sein; ich selbst glaubte mich nur des Abganzes derselben rühmen zu dürfen.

Hermann wuchs, nahm sie sich der Hauswirthschaft thätig an, doch ohne Geräusch und fern von aller Wichtigkeit; sie verstand es, sich einfach aber immer zierlich und geschmackvoll zu kleiden. Mit fünfzehn Jahren galt sie als eines der schönsten Mädchen im Orte, und sie war sicherlich die Einzige, die es nicht wußte. Jedermann sah sie gern; aber Niemand versuchte es, sie an seinen engeren Kreis zu fesseln.

So kannte ich sie oder lernte sie kennen, als das beginnende Jünglingsalter meinem Blick für weibliche Vortrefflichkeit das Verhängniß gab. Doch schon bei meiner nächsten Anwesenheit zu Z. sollte durch meine Thorheit eine Entfremdung zwischen uns herbeiföhrt werden, die mich alle jene taumelnde Vortrefflichkeit verrieth.

Ich zählte bei diesem Besuche achtzehn Jahre. Nach wenigen Wochen sollte ich zur Universität übergehen und glaubte jetzt schon das Recht zu haben, mich als flotter Bruder Studio zu geriren. Onkel und Tante liehen sich das Ding in den ersten Tagen mit Lachen gefallen.

Johanna, welche mein Gebahren nicht begriff, gab mir ihr höchstes Staunen, bald aber unter vier Augen Unwillen zu erkennen, und zwar in der gewöhnlichen Weise, als müsse sie wie eine sorgsame Mutter über mich wachen.

Dies war für die Eitelkeit des eingebildeten Studenten zu viel. Auf erbliche Art erklärte ich ihr, daß die Zeit meiner Bevormundung durch sie, die mir schon vorherzugehen, vorüber sei, und daß ein Badfisch wie sie kaum würdig sei, daß ein flotter Musenohn sie auch nur beachte.

Ihr Erbfeinden und ihr Garres-Schweigen fühlte ich bedeutend, wolle ich meinen vermeintlichen Sieg weiter verfolgen, indem ich ihr spröde Herrschsucht und andere Unlugen vorwarf, als plötzlich eine Thränenfluth ihren Augen entführte und sie lautlos davon wankte.

Der Anblick ihrer Thränen hatte mich bestürzt gemacht. Bald bereute ich bitter mein Benehmen, wußte aber nicht, was ich thun sollte. Endlich suchte ich sie auf; ich wolle Abbitte leisten und ihre Verzeihung ersuchen. Sie hatte sich auf ihrem Kammerlein eingeschlossen; meine Bitten und Betherungen verhallten umsonst an der verschlossenen Thüre.

Fast in Verzweiflung, eilte ich zum Onkel und der Tante, gestand mein großes Vergehen und bat um ihre Fürsprache, welche mir denn auch nach einiger reuig angehörten ersten Strafbedrügt zugesagt wurde. Aber zum ersten Male setzte Johanna dem Verlangen der Pfliegerinnen einen unerwarteten Widerstand entgegen. Sie miß miß, so viel sie nur irgend konnte und richtete nur die nothwendigsten Worte an mich. Wollte ich versuchen, mit ihr zu reden, so durfte ich gewiß sein, daß sie ohne Rücksicht auf die eben obwaltenden Umstände sich entfernte.

Hermann's kindliche Bitten blieben ebenfalls fruchtlos, wie die selbst ersten Vorstellungen der Eltern, die endlich erklärten, daß sie sich in unferen Zwist nicht mehr mischen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Miniatur-Armcen.

Obwohl von den Theoretikern aller Zungen soviel gegen den Militarismus gemettert wird, steht er in Wirklichkeit doch überall in schöner Blüthe, so daß selbst die kleinsten Staaten, bei denen das Halten einer Heeresmacht nur dekorative Zwecke haben kann, sich von ihren Soldaten nicht zu trennen vermögen. So'n bischen Militär ist eben doch zu wunderschön, und die Freude am bunten Kragen scheint dem sogenannten Kulturmenschen so in Fleisch und Blut übergegangen zu sein, daß er ihr zu Liebe mehr oder weniger große Opfer bringt.

In ganz Europa giebt es nur einen einzigen Staat, in dem man wirklich dem Ratsfelle abgeschworen hat: das Fürstenthum Lichtenstein. In diesem glücklichen Alpenländchen, das einst als kleinstes Glied dem deutschen Bund angehörte, kennt man die Wache nicht. Nicht Kohn und Reitere schüngen dort den freien Thron, seit dem Jahre 1868 hat sich in Vaduz Niemand mehr den Kopf über ein Heeresbudget zu zerbrechen brauchen, und kein ungetreuer Schak hat dort die Ausrube, daß er zum Militär müße.

In derselben glücklichen Lage könnte auch mancher andere Kleinstaat sein, z. B. das Großherzogthum Luxemburg, dessen vom 11. Mai 1867 von sämmtlichen Großmächten gewährleitet wird, und das mit den paar Bataillonen, die es allenfalls aufbringen könnte, im Falle einer Invasion seine Grenzen ja doch nicht zu schügen vermöchte. Dem Namen nach ist denn auch hier das Militär seit 1881 abgeschafft. Aber ganz haben die Luxemburger, vermuthlich vielleicht durch die 4000 Mann preussischer Befahung, die ihnen bis 1867 das Vergnügen militärischer Schaupiele so billig und bequem gewährte, auf den Knick bunter Uniformen doch nicht verzichten wollen.

Außer einer Kompanie Gensdarmen, die mit ihren 3 Offizieren und 135 Mann an 32 Stationen die Ordnung im Lande bewacht, leistet sich das kleine Großherzogthum noch eine Kompanie Freiwilliger mit 6 Offizieren und 140 Mann, von denen allerdings fast der dritte Theil nicht mit Eisen und Blei, sondern mit Blech und Holz bewaffnet ist. Dieses kleine Heer, das in Ausnahmefällen verfassungsmäßig freilich bis auf 250 Mann vergrößert werden darf, sucht nämlich seine Stärke weniger in der gemeinschaftlichen Befahung des Exercierregiments, als in der sorgfältigen Beobachtung des Taktbodes. 39 von den 140 Mann sind Musici. Der Kapellmeister ist der eigentliche Generalissimus dieser Armeen, und ihr Hauptzweck besteht in der Veranstaltung von Militärskonzerten in dem herrlichen Park, der auf dem abgetragenen Werthen der alten berühmten Festung die Unterthanen Rudolfs von Coburg zu erquickenden Spaziergängen einladet.

Wesentlich kriegerischer gebärdet sich die kleine italienische Republik von San Marino, die, wenn auch nicht an Flächeninhalt, so doch an Einwohnerzahl das kleinste Staatengebiet Europas ist. Bei einer Seelenzahl von 8000 unterhält sie eine Armeen von neun Kompanien mit 38 Offizieren und 988 Mann. In diesem Ländchen, dessen Gebiet man mit den (allerdings ungenöthig großen) Briefmarken bedecken könnte, die von ihm in Umlauf sind, ist also jedes achte Menschenkind, Frauen, Kinder und Greise eingerechnet, Soldat; ein Verhältnis, das für das Deutsche Reich eine Armeen von über 7 Millionen Mann ergeben würde, und wohl nur von Montenegro übertroffen wird, wo jeder männliche Staatsangehörige vom zehnten Jahr bis zu seinem Tode wehrpflichtig ist, so daß der Herr der Schwärzen Berge im Kriegsfalle dem lieben Väterchen in Petersburg mit jedem vierten seiner

200,000 Unterthanen zu Hilfe eilen könnte. Im Uebrigen hat die brave Miliz von San Marino noch keinen Anlaß geboten, Friedenstongresse zu beschäffigen oder dem Rufe der Friedensapostel „die Waffen nieder!“ durch besonders blutige Thaten Nachdruck zu verleihen. Sie hat im Gegentheil seit Jahrhunderten den Ausspruch Falstaff's wohl beherzigt, daß der bessere Theil der Tapferkeit Vorsicht sei, und dadurch allein ist es gekommen, daß San Marino den großen Umländzungen der Jahre 1859 und 1860, die allen anderen italienischen Kleinststaaten die Selbstständigkeit kosteten, gar nicht berührt und in seinem Bestande nicht beeinträchtigt wurde.

Die merkwürdigste aller Miniatur-Armcen ist zweifellos die von Monaco. Sie umfaßt zwar außer der Ehrengarde, mit der sich der Herr der rollenden Kugel umgiebt, und außer den fünfzig Carabinieri, die als sichtbarer Auges des Gesehes zwischen der „Tete de Chien“ und der alten Raubburg der Grimaldi das Leben der Selbstmordmordanten zu bewachen suchen, nur eine einzige Kompanie von fünf Offizieren und 70 Mann. Aber was haben diese dreihundert Mann für einen Dienst! Mit Leib und Leben in offener Feldschlacht dem Feinde gegenüberzustehen, das ist für jeden erblichen Kriegsmann ein Vergnügen. Aber wenn man den Gegner nicht kennt, wenn man ihn in jedem Gentleman abnen muß, vor dem man eben hochachtungsvoll die Hand an den Schafte gelegt hat, und der im nächsten Augenblick eine Dynamitbombe auf den Kolettettisch werfen kann, wenn man eine Einrichtung zu beschaffen hat, die man als anfänglicher Mensch eigentlich verabscheuen müßte — da mag Einem wohl manchmal der rotte Krage um den breiten Goldstreifen unbequem werden. Dennoch sind die Infanteristen des gewaltigen Spielbantz-Monarchen ganz muntere Burtschen, und wer sie in ihren schmucken Uniformen auf der Freitreppen des Casinos stehen sieht, der ahnt kaum etwas von der großen Verantwortlichkeit ihres Amtes.

Gegen den Tod in der Karofe. Die Todesfälle in der Chloroformkarofe gehören glücklicherweise zu den größten Seltenheiten. Dennoch kann es nicht geleugnet werden, daß das Chloroform, bis jetzt immer noch das beste Mittel zur Karofe bei großen Operationen, ein sehr gefährliches Gift ist, so daß bei den Fortschritten der chirurgischen Technik und der Antiseptik und Asepsis in vielen Fällen die Gefahr der Karofe die der Operation selbst überwiegt. Wenn man nun ein Mittel fände, welches ermöglichte, die Gefahren der Chloroformkarofe zu beseitigen, wäre für die Chirurgie sehr viel gewonnen.

Seit einiger Zeit werden auf der inneren Klinik des Hofkrankenhauses in Wien Studien gemacht über den Einfluß und die Wirkung hochspanneter elektrischer Ströme auf den menschlichen und thierischen Organismus. In Verlaufe dieser Studien kam man auf eine merkwürdige und sehr interessante Thatfache. Wird ein Kaninchen im wachen Zustande einem Hochspannungsstrom, und zwar einem Wechselstrom mit einer bestimmten Anordnung der beiden Pole, ausgesetzt, so wird es meistens sofort getödet, in anderen Fällen erleidet es hochgradige Funktionsstörungen, die auch in kurzer Zeit zum Tode führen. Wird auch ein Kaninchen tief chloroformirt, so daß es auf äußere mechanische Reize nicht reagirt, und nun einem hochspannten Wechselstrom für weniger als eine Secunde lang ausgesetzt, so bietet sich eine merkwürdige Erscheinung, denn das Thier bekommt sofort einen heftigen Streckkampf, versucht dann aufzujubeln, rollt mitunter ein seine Zängsacke, schreit, beißt den Mund auf, und nach einigen Minuten hoch es berts auf allen Vieren und schumpert ängstlich umher. Das Controlthier, das gleichzeitig in ebenso tiefe Karofe versetzt wurde, hat unterdessen schlechte Athmung gezeigt und ist zu Grunde gegangen.

Man folgert daraus, daß der hochspannte Wechselstrom in einer bestimmten Anordnung, welcher Kaninchen im wachen Zustande tödlich oder schwer verlegt, sich bei Thieren, die sich in tiefer Karofe als lebendretend erweisen, Karofe momentan aufhebt, sondern es war auch keinerlei schädliche Nachwirkung der Electricität in diesen Fällen zu constatiren. Ergeben die weiteren Versuche ein günstiges Resultat, und wäre der Thierveruch auch auf den Menschen übertragbar, so ist der große Vortheil dieser Entdeckung für die Karofe klar. Denn in jenen Fällen, wo die sogenannten Karofefälle, wie das plötzliche Stillstehen der Athmung oder des Herzschlages, bis jetzt mitunter den Tod herbeiföhren, kann das Leben des Patienten durch Einleitung eines derartigen Wechselstromes erhalten werden.

Das Hauptmittel, das man bis jetzt gegen den plöthlichen Stillstand des Herzens und der Athmung in Anwendung bringt, ist die künstliche Athmung, ein ziemlich altes Verfahren, um das sich die Chirurgen von Eschard, Little, Geiberg, Landau, Heller, Willots, besonders aber Zittelner verdient gemacht haben. Gelingt es mit der künstlichen Athmung nicht, den Patienten zum Leben zu bringen, so muß der Luftströme schritt ausgeführt werden, der auch im sehr verweirten Fällen noch ein Ziel führt. Von den auf den Zusammenhang direct gerichteten Eingriffen ist jetzt die sogenannte Electroponturne in Anwendung, die sich aber nicht bewährt. Von anderen Methoden, das fliehende Leben zu retten, seien noch die Ambroson, das ist die Lagerung des Körpers in der Weise, daß der Kopf im tiefsten liegt, und die sogenannte Herzmassage, welche in methodischen, sehr rasch ausgeführten Compressionen der Herzgegend besteht, erwähnt. Mit Hüffe aller dieser Formirridungen ist es gelungen, die Todesfälle in der Karofe auf ein Minimum herabzubringen. Aber auch dieses Minimum muß vermindern, soll man sich ganz ohne Sorgen narofistiren lassen können. Willest es das neue Mittel im Stande, dieses Ideal zu erreichen; man kann wohl den weiteren Versuchen mit Spannung entgegensehen.